



* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 287.

Freitag, den 8. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Gesühnt.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Unbeschreibliche Aufregung herrschte im Hause, Damen waren ohnmächtig geworden, andere weinten, die Herren baten, siehst, nicht die Fassung zu verlieren, einzelne ärgerten sich, tabelten und rügten streng. Alles drängte dem Ausgange zu, man trachtete, ohne Hut, ohne Mantille, den Hof zu erreichen, die Panik drohte erst recht gefährlich zu werden, glücklicherweise aber wurde trotz des Stoßens, Schiebens und Drängens niemand zu Boden geworfen, dafür sah man aber abgetretene Spitzen, Flegelgarnituren und zerbrochenen Schmutz in Menge umherliegen. Die Wenigen, welche die Fassung aufrecht erhalten hatten und ruhig im Konzertsaal geblieben waren, kamen am besten weg, nachdem sich die allgemeine Angst gelegt, nahmen sie im Speisesaal Platz und verzehrten dort im Bewußtsein ihrer eigenen Ueberlegenheit das vortreffliche Souper, welches serviert worden war. Am folgenden Morgen schämten sich jene, welche angestrichelt und gedrängt, als man erfuhr, daß Fräulein Swetenham's Heim nicht nur nicht niedergebrannt, sondern daß gar kein ernstlicher Schaden angerichtet worden sei.

Was hatte denn eigentlich gebrannt? Nichts als eine Scheune, die für das Fest adoptiert worden war. Die Gärtner und Stallburgen, welche sich auf dem Hofe befunden, hatten das Feuer rasch gelöscht. Niemand war verletzt worden, aber niemand wäre im Stande gewesen, anzugeben, wodurch der Zwischenfall hervorgerufen worden sei.

Man beruhigte sich denn auch bald darüber, und die Wenigsten ahnten, daß das niedergebrannte Gebäude ein Bild enthalten habe, für das Fräulein Swetenham erst kürzlich einen hohen Preis bezahlt.

20.

Gefundne Hoffnungen.

Edith weigerte sich, ihn zu empfangen. Das war für den Moment das Einzige, was Lyon zu erfassen vermochte; er hatte sofort gebeten, sie sprechen zu dürfen, weil er recht gut fühlte, daß in erster Linie sie es sei, welcher er eine Erklärung schulde, aber in ziemlich dürren, kurzen Worten wurde ihm auseinandergesetzt, daß gerade das Gespräch mit ihr dasjenige sei, was nicht gestattet werden würde.

„Wie so unmöglich?“ forschte er fast ungeduldig. „Ist sie noch nicht aufgestanden? Ich kann warten.“

„Das wäre vergeblich, Herr Lyon“, erwiderte der Oberst kalt, „meine Tochter wünscht nicht, Sie zu sehen.“

„Aber um das Himmel's willen, weshalb? Was soll das zu bedeuten haben?“

Oberst Albair zuckte mit vielsagender Miene die Achseln.

„Es bedeutet natürlich, daß Ihre Verlobung mit Edith als aufgelöst zu betrachten ist.“

Ein paar Minuten lang stürzte Lyon, einem Wahnsinnigen gleich, im Gemache auf und nieder. Er forderte es, als sein ihm zukommendes Recht, Edith sprechen zu dürfen, er wollte einen abschlägigen Bescheid, eine wie immer geartete Zurückweisung von keinen anderen Lippen vernehmen als von den ihren. Er erklärte, daß er unter keiner Bedingung das Haus verlassen

werde, ohne sie gesehen zu haben. Albair aber unterbrach seine Auseinandersetzungen mit rauher, heftiger Stimme:

„Nehmen Sie Platz, Herr Lyon, und lauschen Sie vor allem Dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Diese durchaus unglückselige Angelegenheit hat zu meinem lebhaften Bedauern auch noch ein sehr unliebsames Nachspiel aufzuweisen. Sie sind natürlich davon unterrichtet, daß Fräulein Merini mein Haus verlassen hat.“

„Nein, naturgemäß ahnte ich es nicht. Wann hat sie sich entfernt und weshalb kommen Sie auf die Vermutung, daß ich von ihrer Abreise in Kenntnis gesetzt sein müßte?“

„Da Sie meines Wissens die Einzelheiten für die Abreise dieser jungen Dame geplant haben; da sie im Hause Ihrer Verwandten Obdach finden sollte, verstehe ich nicht recht, weshalb Sie dergleichen tun, als ob Sie in Unkenntnis dieser Tatsache seien.“

Lyon schwieg eine kleine Weile, dann stammelte er fassunglos: „Sie hat sich also zu meiner Tante, Fräulein Sandes, begeben?“

Oberst Albair blickte ihm schweigend in die Augen. Ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen. Kein Funken von Mitleid regte sich in seiner Seele für den Mann, der sein Sohn hätte werden sollen. Lüge, Heuchelei und Verrat waren Sünden, die zu verzeihen er sich kaum fähig fühlte, und durch sie hatte Lyon das Herz seines Kindes gebrochen.

„Ich verstehe nur nicht“, bemerkte Harold nach einer kleinen Pause, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr, „ich verstehe nicht, wie Sie all das wissen können.“

„Es wurde ein Brief in Fräulein Merinis Zimmer gefunden. Als wir gestern Abend feststellten, daß sie nicht nach Dene zurückgekehrt sei, begab ich mich alsbald wieder zu Fräulein Swetenham und brachte dort in Erfahrung, daß man nichts von ihr gesehen oder gehört. Da die adoptierte Scheune einen zweiten Ausgang hat, muß sie dieselbe sogleich durch diesen verlassen haben, und ist auf solche Art dem Feuerfode entkommen. Nach Hause zurückgekehrt, strebten wir natürlich darnach, weitere Aufklärung für ihr Verschwinden zu erlangen. Ihr Zimmer wurde zu diesem Zwecke durchsucht, und man fand in einer Schublade ihres Ankleidetisches einen Brief; als ihr Vornamen hielt ich mich für berechtigt, dieses Schreiben zu öffnen und zu lesen. Da ist es. Sehen Sie es selbst an, die Adresse weist Ihre Handschrift auf und eine Einlage des Briefes, obwohl sie auf den Namen eines Fräulein Newton lautet, kann doch nur auf meine junge Verwandte gemünzt sein. Lesen Sie den Brief immerhin, Herr Lyon, er enthält nichts, was Sie nicht schon längst wüßten.“

Verämbt, kaum wissend, was er tue, griff Harold nach dem Schreiben und las:

„Liebes Fräulein Newton!

Meine Freundin, Fräulein Sandes, beauftragt mich, Ihnen zu schreiben und Ihnen zu sagen, daß sie jederzeit bereit ist, Sie hier willkommen zu heißen. Ihr Neffe, Herr

Harold Lyon, schrieb meiner Freundin, daß alle Einzelheiten dieser Reise bereits festgestellt sind und wir Sie täglich erwarten können, weshalb wir auch zu Ihrem Empfange bereits alles in Stand setzen. Unsere Behausung ist beiläufig eine Stunde von der Eisenbahnstation entfernt. Sie erhalten dort aber jeder Zeit Fahrgelegenheiten. Ich bitte Sie nur, sobald Sie von London abreisen, mir Drahtnachricht zu senden. Fräulein Sandes hofft und erwartet, daß Sie sich bei uns so lange aufhalten werden, als es Ihnen in unserer Mitte behaglich ist.

Ihre ergebene

Johanna Lewis."

Langsam las Lyon das Schreiben vom Anfang bis zum Ende, dessen Inhalt er ja ohnehin kannte, da er selbst den Brief erst vor zwei Tagen ihr hatte zukommen lassen. Es befreite ihn nur über alle Maßen, daß Anna diesen Brief zurückgelassen haben sollte; er hätte es nicht von ihr erwartet, denn er sagte sich, daß er „persönlich durch dieses Schreiben verraten wurde, und sie selbst hatte doch glühend gewünscht, das Geheimnis der Vergangenheit zu wahren. Einen Brief gleich diesem zurückzulassen, hieß aber die ganze Sache preisgeben, oder war, wenn man es gelinde beurteilen wollte, eine strafwürdige Fahrlässigkeit.

„Nun, Herr Lyon?“ forschte Oberst Abdair, wollen Sie auch angesichts dieses Briefes die Behauptung aufrecht halten, daß Sie von Annas Tun nicht in Kenntnis gesetzt sind? Sie müssen mir doch selbst zugestehen, daß die Sache ein sehr seltsames Gepräge an sich trägt.“

Lyon erhob sich langsam; er sprach mit sichtlicher Anstrengung, ja es schien ihm jedes Wort fast einen physischen Schmerz zu bereiten.

„Ich leugne gar nicht. Herr Oberst, ich bitte nur aus gewöhnlicher Menschlichkeit, gewähren Sie mir die Gnade, Edith die Sache selbst vortragen zu dürfen, sie möge dann mein Richter sein.“

„Sie können Edith nicht sprechen, sie ist zu krank, um irgend eine Seele empfangen zu dürfen. Nebenbei weiß ich nicht, mit welchem Rechte gerade Sie Menschlichkeit begehren“, fügte der alte Herr in aufwallendem Zorne hinzu. „Ich forschte nicht, welche Beziehungen in der Vergangenheit zwischen Ihnen und meiner Kouline bestanden haben mögen. Offenbar haben Sie ihre freudlose, vereinsamte Lebensstellung in der schmachlichsten Weise mißbraucht.“

„Sie tun mir Unrecht, grausam Unrecht, Herr Oberst. Wenn Sie nur meine Rechtfertigung, meine Erklärung anhören wollten.“

„Sagte ich Ihnen nicht, daß ich keinen Wert darauf lege, irgend etwas zu hören? Ich brauche Ihre Entschuldigungen, Ihre Erklärungen nicht. Die könnten den Ruf des unglücklichen jungen Geschöpfes, das sie so grausam mißbraucht haben, nur noch mehr zerstören. Ich will Ihre Auffassung der ganzen Geschichte nicht hören. Alles, was wir bis jetzt schon wissen, ist wahrlich schlimm genug. Meine Schwester machte mir heute die Mitteilung, daß sie Dinge entdeckte, welche an und für sich schon verurteilend genug sind. Gott im Himmel, Mann, Sie haben ja ein Kind, dessen Mutter Anna Kerini ist. Wagen Sie es zu leugnen? Anna Kerini sollte von Gott und Rechts wegen Ihre Frau sein, und Sie besitzen den traurigen Mut, die Hand meiner Tochter zu begehren? Sie müssen durch und durch ein Schurke sein, weil Sie es über das Herz bringen wollen, eine andere zu heiraten, als die Mutter Ihres Kindes!“

Lyon sah den Oberst in sprachloser Verblüffung an; er fand keine Worte, denn, indem er sich selbst verteidigte, würde er zum Ankläger gegen Anna geworden sein, und das lag nicht in seiner Absicht.

„Nicht Ihre Vergangenheit ist es, welche mich so peinlich berührt“, fuhr der Oberst nach kurzer Pause etwas ruhiger fort. „Ich will mich nicht zu Ihrem Richter in jener Sache aufwerfen. Wie aber durften Sie es wagen, mein Haus zu betreten, um die Liebe eines guten Mädchens gleich meiner Tochter zu werben, sich ihr Herz zu eigen zu machen, um sie zu täuschen, sie zu hintergehen, sie vor der Welt ins Lächerliche zu ziehen, indem Sie eine andere, die ältere Anrechte auf Sie besitzt, gerade in dem Heim meines Kindes einbürgern.“

„Nein, nein, nein!“ rief Lyon mit aller ihm zu Gebote stehenden Heftigkeit, glücklich darüber, daß er endlich in die Lage versetzt war, wenigstens eine gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung mit Zug und Recht zurückzuweisen.

„Sie tun mir darin grausam Unrecht. Niemand war verblüffter als ich, Anna hier zu finden. Ich hatte Jahre hindurch sie vollständig aus dem Gesicht verloren, wußte nicht einmal, ob sie lebte oder nicht, und hatte nicht die entfernteste Ahnung, daß sie mit Ihnen verwandt sei. Ich war entsetzt, als der Zufall mich hier mit ihr zusammenführte. Ich flehte sie an, mir

zu gestatten, daß ich Edith die Wahrheit sage, aber sie bestand darauf, daß es ihr Geheimnis sei und ich nicht das Recht habe, es preiszugeben. Sie fügte hinzu, daß ihr Ruf auf dem Spiele stehe, und nötigte mich das Versprechen ab, schweigen zu wollen. Die Täuschung war mir immer verhaßt, aber ich wurde zu ihr gezwungen. Ich kann Sie nur ansehen, Herr Oberst, meinen Worten zu glauben.“

Es lag ein so tiefer Ernst in seinem Wesen, daß Abdair sich fast versucht fühlt, ihm wirklich zu glauben, obwohl er sich sagte, daß die gesunde Vernunft dagegen spreche.

„Trotz alledem kann ich Ihnen nicht gestatten, Edith zu sehen“, bemerkte er in bedeutend mildeem Tone. Auch hegt sie gar nicht das Verlangen danach.“

„Haben Sie ihr alles mitgeteilt, was Sie mir jetzt gesagt?“

„Gott soll mich davor bewahren, nein, Herr Lyon, meine Tochter ist rein und makellos, ich halte ihr den Schlamme des Lebens fern wo immer ich es vermag. Eitel, Enkänichung und Menschenverachtung kommen immer noch früh genug; so lange ich am Leben bin, will ich nach besten Kräften trachten, mein Kind zu schützen vor bösen Dingen, vor schlechten Menschen. Ich will sie nicht einem Manne anvertrauen, der eine Vergangenheit aufzuweisen hat, gleich der Ihren. Das Schlimmste weiß sie freilich nicht, aber sie weiß, daß Sie sie hintergangen haben und daß Anna sich unter der Obhut Ihrer Tante befindet. Edith kann, gleich mir, alles eher verzeihen, als Unwahrheit und Vertrauensbruch. Ihr Glaube ist zerstört, ihre Lebensfreudigkeit dahin; Dinge, die einmal zerrissen sind, lassen sich nicht mehr so herstellen, als ob es niemals einen Riß gegeben. Man verzeiht, aber man vergißt nicht, und wenn es noch so sehr den Anschein hat, daß man vergeben habe. Deshalb Herr Lyon, kann und wird meine Tochter niemals Ihr Weib werden. Uebrigens ist sie jung, tapfer und stolz, sie wird überwinden lernen, wenn auch nicht gleich und nicht leicht, mit der Zeit aber doch.“

Er sprach die letzten Worte sanft, aber sehr traurig, dann erhob er sich und, obwohl er Lyon nicht die Hand bot, machte er ihm doch durch seine Mienen begreiflich, daß er die Unterredung als beendet ansehe.

Es ließ sich denn auch nichts weiter hinzufügen und Lyon entfernte sich langsam. Tief unglücklich, trat er über die Schwelle, auf der er sich gestern noch so froh und glücklich gefühlt, und die er vermutlich von nun an nimmer betreten sollte. Er sagte sich, daß nichts im Leben im Stande sein würde, die bitteren Tatsachen ungeschehen zu machen, die zu Tage getreten waren, und zwar in einer Weise zu Tage getreten, die ein schlechteres Licht auf ihn warf, als er im Grunde genommen verdienen sollte. Selbst wenn es möglich werden würde, Edith zu veranlassen, daß sie die Dinge etwas weniger schwarz ins Auge fasse, als jetzt der Fall sein mochte, selbst wenn sie sich geneigt fühlen würde, die Vergangenheit zu verzeihen, wie sollte er den Brief des Fräulein Lewis erklären, wie den Umstand, daß er Anna unter falschem Namen in das Haus seiner Verwandten gebracht? Der Brief, den die Gesellschafterin seiner Tante geschrieben, war es, der ihn dem Verderben preisgab. Das harmloseste Glied der ganzen Kette sollte für ihn zur Vernichtung werden. Er sah die Hoffnungslosigkeit der Situation vollkommen ein. Seine Sünde hatte ihn heimgeführt, und die Strafe sollte ihn hundertmal ärger treffen, als er sie eigentlich verdient hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bezahlte Schulden.

Von Auguste Faure. Deutsch von Wilhelm Thal.
(Nachdruck verboten.)

I.

Sie wohnten in demselben Hause, einem niedrigen Gebäude der Rue de Belleville — er, Philipp Germeuil, ein kräftiger Bursche von vierzehn Jahren, mit schwarzen Haaren und entschlossener Miene, sie, Susanne Pasquier, eine lustige Blondine mit vergismünnicht-Augen.

Susannes Großmutter, eine würdige Frau und Besitzerin eines Zeitungskiosks auf den äußeren Boulevards, bewohnte mit ihrer Enkelin ein bescheidenes Zimmerchen im fünften Stock, der Wohnung der Germeuils gegenüber. Trotz ihrer weißen Haare noch stiel und rüstig, stand die alte, gute Frau bei Tagesanbruch auf, um ihrer Kundschaft ihre Zeitungen zu verkaufen, während die Germeuils auf Susanne aufpaßten, welche, ihr Bücherpäckchen unter dem Arm, ihren Weg nach der Gemeindeschule einschlug.

Es waren brave Leute, die Germeuils!

Der Vater, der den ehrenhaften, aber wenig einträglichen

Wenn eines Bruckstücks ausreichte, mußte tüchtig arbeiten, um den ganzen Hausstand zu erhalten, seine Frau und drei Kinder, von denen Philipp das älteste war.

Auch Philipp ging in die Elementarschule; er befand sich in der ersten Klasse und mußte bald in die Lehre, denn die armen Leute hatten kein Geld, um ihre Kinder ins Gymnasium zu schicken. Ein wahrer Gelehrter, dieser Philipp, der Stolz, die Hoffnung der Familie! Man denke doch, daß er schon in seinem zwölften Jahre sein Abgangszeugnis erhalten hatte, welches über dem Kamin der Germeuils, zwischen der Kriegsmedaille des Vaters und dem Brautfranze der Mutter in einem schönen schwarzen Rahmen mit Goldeden aufgehängt war.

Von Zeit zu Zeit, außer an den Tagen der Ministerkrisen, an denen die Zeitungen wie warme Semmeln abgingen, aßen die Mutter Pasquier und ihre Enkelin bei den Germeuils zu Mittag. An den hohen Festtagen trank man aus schönen, blumigen Tassen Kaffee und sang dazu die alten, schönen Lieder von Béranger und Viktor Hugo, die unsern Vätern Tränen der Rührung in die Augen trieben.

So wuchsen die beiden Kinder, arbeitsam und ehrenhaft, auf. Wenn die Mutter Pasquier eine gute Einnahme gehabt hatte, so ging sie mit ihnen ins Theater von Belleville, wenn man gerade erfolgreiche Stücke wie: „Die beiden Waisen“ oder „Der ewige Jude“, spielte. Das war ein Fest für die Kleinen.

Philipp, der ein erstaunliches Gedächtnis besaß, konnte dann drei Monate hindurch die Phrasen des Dramas rezitieren.

Hatte er einige Sousstücke zur Verfügung, so verschaffte er sich dafür das gerade auf dem Repertoire befindliche Stück und suchte Susanne seinen überschäumenden Enthusiasmus mitzuteilen.

Das gelang ihm übrigens recht gut, denn die Kleine hatte einen ausgesprochenen Geschmack für das Theater.

So verschlangen sie in kurzer Zeit die dramatische Produktion der beim Volke so beliebten Stücke, wie „Der Glöckner von Notre Dame“, „Die Geheimnisse von Paris“, „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“, und was weiß ich, wie sie alle hießen.

Waren sie allein zu Hause, so nahmen sie schnell einen jener alten Schmöder vor und vertieften sich in seine Lektüre.

Eines Tages, als sie gerade den „Lumpensammler von Paris“ lasen, kamen sie auf die Idee, die Sache szenisch darzustellen. Ein jeder deklamierte, so gut er konnte, bis Philipp plötzlich ausrief:

„Höre mal, Susanne, Du mußt Schauspielerin werden; das sage ich Dir, dann wirst Du im eigenen Wagen fahren, im Sommer seidene Kleider und im Winter Pelzwerk tragen. Du wirst ein riesiges Geld verdienen, und ich . . .“

„Na, und Du?“

„Ich? Ich bekomme von Dir immer Freibillets.“

Die Kleine antwortete kein Wort und blieb ganz nachdenklich sitzen.

II.

Die Kinder waren ausgewachsen, Susanne beschäftigte sich mit dem Zeitungsverlauf, was der Mutter Pasquier gestattete, sich der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen, und was Philipp anbetraf, so hatte er auf Empfehlung die Stelle eines Supernumerars bei der Post erhalten.

Natürlich hatte der junge Mann seine Neigung für das Theater nicht verloren, und sobald er eine Minute frei hatte, benutzte er sie, um bei der Mutter Pasquier die guten alten Schmöder von ehedem wieder durchzulesen.

An einem Winterabend, während Susanne sich mit einer Näharbeit beschäftigte und die Großmutter die „vermischten Nachrichten“ las, erhob sich Philipp plötzlich, in der Haltung eines Mannes, der einen wichtigen Entschluß faßt, und hielt der braven Frau folgende Rede:

„Mutter Pasquier, Sie werden mich zweifellos für verrückt halten, aber ich habe mir stets eingebildet, daß Susanne Schauspielerin und zwar eine sehr große Schauspielerin werden müßte. . . Ich habe auf meine Idee nicht verzichtet! . . . Ein Freund von mir ist Regisseur an dem Theater von Belleville, wo man die „beiden Waisen“ aufführen will. Man sucht jemand für die Louise! Sie wissen doch, das arme Mädchen, das der Intrigant aus Betteln ausschickt, während es schneit. Nun denn, ich habe eine Louise gefunden, eine ideale Louise.“

Die gute Alte, welche die Fortsetzung ahnte, schob ihre Brille auf die Nase und fragte ruhig:

„Wer ist denn diese Louise?“

„Dort sitzt sie,“ versetzte Philipp und deutete auf Su-

sanne, die, rot wie eine Kirschrose, sich auf ihre Arbeit beugte.

„Bitte, widersprechen Sie nicht, Mutter Pasquier, widersprechen Sie nicht, lassen Sie mich Susanne im Theater von Belleville vorstellen, und ich bürgere Ihnen dafür, daß in sechs Monaten ganz Paris die Kleine kennen soll. Das Kind hat eine Künstlernatur, und wenn sie für die Bühne begabt ist, so ist es Ihre Pflicht, Mutter Pasquier, ihr nicht hindernd in den Weg zu treten. . . Uebrigens wird immer jemand da sein, der sie überwacht, denn ich gehöre der Truppe ebenfalls an, ich bin engagiert; ja wohl, engagiert, mit 60 Francs Gage monatlich. . . Also lassen Sie sie gewähren. . . Und dann denken Sie doch, wenn die Kleine ein „Stern“ wird, wird sie ihre alte Großmutter nicht vergessen, Sie werden dieses schwarze und rauchige Haus verlassen und in eine reizende Wohnung ziehen, mit Gas, Wasserleitung, Fahrstuhl und Teppichen.“

Die würdige Frau sah Susanne unter ihrer Brille an und antwortete:

„Du verlangst da etwas Unmögliches, das sind Torheiten, und das Mädchen wird Dich bitter enttäuschen, mein armer Freund; nicht wahr, Susanne, Du willst nicht Komödie spielen?“

Die Kleine ließ ihre Nadel sinken, richtete ihre schönen großen Augen, in denen eine seltsame Flamme brannte, auf ihre Großmutter und sagte:

„Da täuschst Du Dich, Großmama, ich wäre sehr glücklich, wenn ich Schauspielerin werden dürfte.“

III.

Ganz Belleville hatte sich am Tage der Vorstellung der „beiden Waisen“ zum Début von Susanne Pasquier eingefunden. Kein Platz war leer, denn jeder interessierte sich für die Debutantin. Die arme Kleine hatte Furcht, große Furcht, und ihr Herz schlug heftig, als der Vorhang sich über dem ersten Bilde „Die Ankunft der Post“, hob.

Eine starke Beifallsvalve begrüßte den Auftritt der Heldin des Dramas, die, obwohl nach dem Willen des Autors blind, doch deutlich zu ihren Füßen in seinem Souffleurkasten ihren Freund Philipp erblickte, der ihr pantomimisch Mut zusprach.

Der brave Junge! Wie er sich an jenem Abend abmühte. Die Kollegen von Susanne Pasquier sahen sich erstaunt an, denn sie konnten es nicht fassen, daß ein Souffleur mit solcher Begeisterung soufflierte, denn tatsächlich benahm sich Philipp in seinem Kasten wie ein Beseffener.

Das Auditorium war gepackt. Die Damen auf den Galerien und auf dem Amphitheater fingen an, sich mit großen, farbigen Taschentüchern die Augen zu trocken. Von Zeit zu Zeit war die Kleine genötigt, bei den traurigsten Stellen innezuhalten, um die Rührung der Zuschauer ein wenig vorübergehen zu lassen.

Und jedes Mal, wenn der Vorhang fiel, durchbrauste der Beifall den Saal, und die junge Schauspielerin wurde hervorgerufen.

Jetzt kam die Hauptszene des Dramas.

Schlottend und fröstelnd unter ihren Bettlerlumpen und den blonden Kopf mit den weißen Papierschneiteln bedeckt, die den Schnee darstellten, den die Theaterarbeiter vom Schnürboden herunterregnen ließen, betrat Susanne, in Begleitung der alten Frochard, die Bühne und bat vor der Kirchentür von St. Sulpice um Almosen. Auf den Galerien waren die farbigen Taschentücher wieder aufgetaucht, und die Zuschauerinnen stöpften sich dieselben energisch in die feuchten Augen. Das Publikum der höheren Ränge bezeugte sogar auf seine Manier seine Entrüstung gegen die alte Heze Frochard, die Verfolgerin der unglücklichen Unschuld, und so manches kräftige und durchaus nicht schmeichelhafte Wort wurde der alten Megäre zugerufen.

Die Vorstellung ging in einem wahren Triumphe für Susanne zu Ende. Nun verließ Philipp seinen Souffleurkasten, eilte nach der Garderobe seiner Freundin, die bei seinem Anblick Tränen der Freude vergoß und ihm mit den Worten: „Dank, tausend Dank!“ beide Hände hinstreckte.

IV.

Die Sterne wandern gern, und der, der in Belleville aufgegangen, blieb nicht lange in diesem plebejischen Element. Die Zeitungen hatten von der Debutantin gesprochen; eines Morgens waren Herren in weißen Westen und Glacéhandschuhen bei Madame Pasquier erschienen, und noch denselben Abend verließen die Großmutter und ihre Enkelin das Zimmer, das sie neben dem der Germeuils inne hatten.

Philipp war in seinem Bureau, und der arme Junge wurde recht traurig, als er abends das kleine Billet las.

in dem ihm Susanne mitteilte, sie verließen die Wohnung, würden ihm aber in kurzer Zeit Nachricht geben.

Er verbrachte eine schlechte Nacht und fluchte innerlich über die reichen Leute, die ihm seine Freundin entzissen hatten. Er sprach mit seiner Mutter darüber, daß er Susanne wiedersehen möchte, doch diese antwortete ihm: „Dieses Kind, Du mußt vernünftig sein, Susanne geht horthin, wohin ihr Schicksal sie ruft. Sie wird nicht mehr an uns arme Leute denken, und was Dich anbetrifft, so mußt Du sie vergessen.“

„Wie? Ich sollte sie vergessen?“

Sie sahen sich beide lange an und sprachen kein Wort weiter; sie hatten sich verstanden. Trotzdem der arme Junge sich bemühte, seinen Kummer zu bezwingen, fühlte er sich doch im tiefsten Herzen getroffen und er, der einst so heiter und fröhlich gewesen, wurde jetzt düster, schweigsam und mürrisch.

Seine Mutter suchte ihm seine Nachbarin vergessen zu machen, und eines Abends, als er traurig seine Zigarette rauchte, sagte sie zu ihm:

„Hast Du heut die Zeitung gelesen?“

„Nein, Mutter.“

„Da sieh hin.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Zeitung und deutete mit dem Finger auf folgende kurze Notiz:

„Morgen im Theater der Porte St. Martin neue Einstudierung der „Geheimnisse von Paris“, Drama in fünf Aufzügen und elf Bildern von Dinaux und Eugen Sue. Zum Debüt des Fräulein Susanne Pasquier in der Rolle der „Marienblume.““

Philipp empfand einen heftigen Schmerz, und seine Mutter fragte:

„Nun, was sagst Du dazu?“

„Ich sage Dir, Mutter, daß ich mir morgen diese Vorstellung ansehen werde.“

„Du bist toll, mein Kind, Du bist toll; wenn Susanne noch an Dich dachte, hätte sie Dir ein Billet geschickt, aber sie hat ganz andere Dinge in ihrem Kopfe.“

„Sprich nicht so, Mutter, Du tust mir weh, warte, bis Du sie verurteilst.“

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür; die Portierfrau erschien, einen Brief in der Hand.

„Für Herrn Philipp Germeuil.“

Der junge Mann stieß einen Freudenschrei aus, zeigte das Couvert seiner Mutter und sagte: „So, sieh selbst!“

Auf dem Couvert stand mit großen Buchstaben gedruckt: „Theater Porte St. Martin.“

Philipp öffnete in heftiger Erregung den Brief und las folgende Zeilen:

„Mein kleiner Philipp!“

Ich habe den Freund meiner Jugend in der letzten Zeit etwas vernachlässigt, doch ich habe den Souffleur nicht vergessen. Wenn Du daher der gute Kamerad von früher bist, so souffliere mir morgen die „Geheimnisse von Paris“, ich habe mit dem Direktor bereits alles abgemacht.

Anbei schicke ich Dir eine Loge für Deine Familie.

Verzeihe mir, daß ich Dir Mühe verursache, aber ich werde Dich dafür belohnen, und morgen Abend um 12 Uhr 5 Minuten werde ich meine Schulden bezahlen.

Deine Freundin Susanne Pasquier.“

V.

Am nächsten Tage war Philipp auf seinem Posten, das Souffleerbuch der „Geheimnisse von Paris“ lag vor ihm, der Vorhang hob sich über der Kneipe zum „weißen Kaninchen“, und die Vorstellung begann.

Als Susanne auftrat und ihre blauen Augen nach dem Souffleurkasten richtete, bemerkte sie ihren Freund, und ein Freudenschimmer übersog ihr sanftes Gesicht. Was Philipp anbetraf, so blickte er sie wie verzückt an, füllte dabei sein Amt aber mit der größten Gewissenhaftigkeit aus, und der Applaus, den das Publikum Susanne spendete, lohnte ihn reichlich für alle seine Mühe. Die junge Schauspielerin wurde mit Beifall überschüttet, und zum Schluß der Vorstellung wurde Susanne Pasquier lebhaft hervorgerufen. Paris war an diesem Abend um einen Stern am dramatischen Himmel reicher.

VI.

Susanne war in ihre Garderobe zurückgekehrt. Eine elegante Gesellschaft von Herren im schwarzen Frack und eine Gardemia im Knopfloch drängte sich um die Künstlerin. Da waren unter anderem der Direktor Darvignat, ein großer

Mann mit schwarzem Schnurbart und dem Kopf eines vollereffiziers; der glänzende Gentilhomme Jacques de Lorge schrieb auf seinen Knien einen Bericht, der von schmeichelfhaften Adjektiven überfloß; Lord Cecil, ein Engländer mit rotem Badenbart, der so reich war wie ein Rajah Indiens, der Prinz v. Barescu, ein Walache mit schwarzen Augen und dunklem Teint, alle bettelten sie um ein Wort, ein Lächeln der Künstlerin, und nun rief Susanne Pasquier mit der Bewegung einer Königin, während eine Flamme des Triumphes aus ihren Augen sprühte: „Der Souffleur, der Souffleur, man hole den Souffleur!“

In demselben Augenblick erschien er, war aber, von dieser eleganten Gesellschaft geblendet, etwas verwirrt hinter einer Dekoration stehen geblieben.

Sogleich sprengte die große Künstlerin den Kreis ihrer Anbeter, öffnete ihre Arme und rief: „So umarme mich doch!“

Dann nahm sie Philipp bei der Hand, führte ihn unter die schwarzen Fracks und rief mit ihrer kristallhellen Stimme: „Susanne Pasquier bezahlt ihre Schulden! Herr Direktor, Herr v. Lorge, Lord Cecil, gestatten Sie mir, Ihnen Herrn Philipp Germeuil, meinen zukünftigen Gatten vorzustellen!“



Die teuersten Gemälde der Londoner National-Galerie

Die englische National-Galerie kann sich rühmen, eine ganze Reihe Bilder von ungewöhnlichem materiellen Werte zu besitzen. Unlängst schätzte der Direktor der National Gallery Raffaels „Madonna degli Ansiedi“, die er erwerben wollte, auf 2 310 000 Mark, und als sie dann tatsächlich bald darauf dem Herzog von Marlborough für 1 400 000 Mark abgekauft wurde, waren alle Sachverständigen darüber einig, daß man einen sehr guten Kauf gemacht hatte. Aber auch bei dieser Summe repräsentiert das Gemälde, wie die Engländer mit ihrer wunderlichen Vorliebe für solche Statistiken berechnet haben, einen Wert von über 40 000 Mark für den Quadratfuß und bei einer Verzinsung von 4 Prozent ein Jahreseinkommen von 56 000 Mark. Aber die „Madonna degli Ansiedi“ ist bei dieser Art der Berechnung noch ein billiges Bild im Vergleich zu Ter Borchs „Frieden zu Münster“, für das Sir Richard Wallace vor einer Generation 480 Mark pro Quadratfuß bezahlte. Das kleine Bild ging für 176 000 Mark in andere Hände über; heutzutage ist sein Wert wahrscheinlich noch größer. Für Van Dycks Porträt Karls I., das im siebzehnten Jahrhundert für ein paar hundert Mark verkauft wurde, bezahlte die englische Regierung vor 19 Jahren 350 000 Mark; für die Familie des Darius, vielleicht das schönste aller Gemälde von Paolo Veronese, bezahlte sie 273 000 Mark, und für drei weitere Bilder erhielt Lord Radnor die Riesensumme von 1 100 000 Mark. Das erste dieser Bilder, ein Holbein, stellt zwei Gesandte von selbstmüder Haltung und fremdartigen Typus in einem erotischen Interieur dar; das zweite von Moroni gibt einen italienischen Edelmann, und das dritte ist das dem Velasquez zugeschriebene Porträt des Admirals Pareja. Aus Privatmitteln waren 600 000 Mark zur Erwerbung dieser drei kostbaren Bilder beigetragen worden. Für die festsitzenmadonna von Leonardo da Vinci erhielt Lord Suffolk im Jahre 1880 180 000 Mark; dabei ist zu berücksichtigen, daß das Londoner Exemplar dieses berühmten Bildes höchstwahrscheinlich nur die Kopie eines Malers aus der Schule Leonardos ist, während das echte sich im Louvre befindet. Zwei Bilder Rembrandts, ein Männerbildnis und ein Frauenbildnis, wurden von Lord de Saumarez für 250 000 Mark gekauft. Zwei andere Ankäufe der National Gallery, Correggios „Ecce Homo“ und Merkurs, Venus und Cupido wurden im Jahre 1834 von Lord Londonderry für 220 000 Mark erworben. Dieses letzte Bild hat eine romantische Geschichte. Es gehörte einmal Karl I. und gelangte nach vielen Wechselfällen in den Besitz Murats, des Königs von Neapel. Als er abgesetzt wurde, floh seine Gemahlin mit dem Gemälde nach Wien, wo es Lord Londonderry erwarb, nachdem er den russischen Gesandten überboten hatte. Der Wert des ganzen Bestandes der National Gallery ist auf 40 000 000 Mark geschätzt worden; aber mehr als zwei Drittel davon sind der englischen Nation geschenkt worden. Turner allein vermachte der Galerie hundert prächtige Oelgemälde und 19 000 Skizzen und Aquarelle, ein Schatz, für den er Angebote bis zu 3 000 000 Mark ausgeschlagen hatte; Mr. Robert Vernon hatte über 3 000 000 Mark für ebenso viele Bilder ausgegeben, die er der Galerie vor über fünfzig Jahren schenkte. Von den gekauften Bildern kosteten die 77 Bilder der Peel-Sammlung durchschnittlich 20 000 Mark; die 38 Bilder der Angerstein-Sammlung kosteten 1 400 000 Mark, und fünf vom Herzog von Marlborough und Lord Radnor gekaufte Bilder 2 840 000 Mark.